

Predigt Landesbischof Dr. Christian Stäblein
Radiogottesdienst rbb kultur
17. Mai 2020, St. Jacobi-Kirche Prenzlau

Liebe Gemeinde, wo auch immer Sie uns jetzt zuhören,

das Schönste ist gerade gut genug für Gott. Da soll er wohnen, will er, wird er.

So ein Gewölbe, wie es nun hier nebenan in der Prenzlauer Marienkirche wieder entstanden ist, ist großartig. Von unten laufen die Steinrippen hinauf, bis sie sich treffen, dazu das in der Wölbung sich andeutende Himmelsdach, rund und bergend. Da drunter stehen ist großartig: eine wunderbare Mischung aus einem Gefühl von besonders geschützt und dennoch frei. Mir scheint, das machen die Bögen, die in die Höhe entführen, in der Marienkirche Prenzlau ja eine gewaltige Höhe. Erhebend. Und dann erst von oben, also wenn man unterm Dach über dem Gewölbe stehend da drauf schaut. Die Fotos aus der Bauzeit zeigen eine sanfte Hügellandschaft aus rotem Stein. Kreuzrippengewölbe von oben betrachtet sehen aus wie Herzen aus Ziegeln, oder wie viele sich krümmende Handrücken, quasi Segenshände von oben. Ich kann mich an den Fotos, die ihren Bau zeigen, kaum satt sehen, Himmelsbögen in rot und weiß, ganz irdisch, ganz himmlisch. Das Beste, das Schönste für Gott, da mag er dann wohnen, über und unter, ja in diesem Gewölbe, nicht sichtbar und greifbar, aber doch gegenwärtig in all dem Schönsten, das unsere Baukunst hergibt.

Das war schon immer die Vorstellung, dass Schönheit, Erhabenheit und Göttliches zusammen gehören, schon damals beim ersten Tempel des Volkes Israel war das so, von dessen Einweihung wir heute aus der Bibel gehört haben. Und beim Bau der Marienkirche in Prenzlau war und wird das auch immer so gewesen und geblieben sein. Deshalb diese echte Perle der Hochgotik, besonders die Ostseite, eine Schaufassade nennt man sie auch, eine, die sagt: Schau her, Gott, hier ist gut sein bei den Menschen in Prenzlau. Gott wohnt im Schönen, oder richtiger: Wo Gott wohnt, ist es schön, wird es schön. Das glauben und hoffen wir. Gott macht aus dem Leben Hoch-Zeit, na, wie viele Hochzeiten werden hier gefeiert worden sein. Aber auch Dank für Genesene, ganz einfach, etwa dass Paula Corona überstanden hat, dass Claudia den kleinen Peter gesund zur Welt gebracht und dass Dieter die Hüft-OP gut hinter sich hat. Gott sei Dank einmal zum Gewölbe rauf gerufen. Hörst Du uns, Gott? Unseren Dank für den Frieden über die Grenzen hinweg, deutsch-polnische Versöhnung. Und unsere Freude über Dein Bleiben, Gott, ob es nun Stadt in Mittellage oder am Rand sei – hinterm Rand geht's ja immer weiter und gibt's viel Neues. All das über die Jahrzehnte, die Jahrhunderte in dieser Kirche unterm Gewölbe zusammen getragen, hörst Du unseren Dank, Gott?

Im Gebet zur Einweihung des Tempels, des ersten Tempels Salomos damals in Jerusalem vor etwa zweieinhalbtausend Jahren haben Gläubige diesen Dank so formuliert:

Aber bist du nicht viel zu erhaben, um bei uns Menschen zu wohnen? Ist doch selbst der ganze weite Himmel zu klein für dich, wie viel mehr dann dieses Haus.

Sicher, liebe Gemeinde, das wussten schon unsere Mütter und Väter im Glauben, dass die Vorstellung, Gott wohne in einem Haus – wie schön und wie groß auch immer es sei –, dass die naiv ist, ja ein Problem werden kann, weil: so fängt man an, Gott festzuhalten, zu fixieren, zu fesseln, zu sagen: Hier bist Du, Gott, hier dein Haus, hierauf beschränkt dein Wirkungskreis, schön hierbleiben. So wird aus Gott das, was man einen Götzen nennt: ein schönes Bild, gelungene Pracht, ein Erfolg – mein, unser Erfolg womöglich, stadtbekannt, landesstolz, ja, da beginnt das Verwechseln von Gott und mir selbst. Spieglein, Spieglein an der Wand, welche Kirche ist die schönste im ganzen Land? St. Marien in Prenzlau – oder nicht doch der Brandenburger Dom oder der in Havelberg oder Berlin? Ja, aber hinter den sieben Bergen und den sieben Straßen – in Prenzlau, da ist doch auch noch die schöne Jacobikirche, aus der wir hier senden,... na Sie kennen das, ist ja jetzt wirklich zum Schmunzeln gedacht. Und zum Selbsterinnern: In der Geschichte von Neid, Missgunst und Wichtigster sein wohnt kein Gott, wächst kein Segen. Aber viel Schuld. Schuld – um die vor Gott auszusprechen, war schon der erste Tempel vor allem gebaut. Wir hören im Gebet zu seiner Einweihung die Worte zur Schuld, zur Bitte um Vergebung: *Höre mich, wenn ich von hier aus zu dir rufe. Erhöre uns und vergib uns alle Schuld.* Ich stelle mir diese Worte also nach oben ins Gewölbe gerufen vor. Vergib uns alle Schuld. Alles unversöhnlich sein. Alles nicht nachgeben wollen. Und dann wieder aus Angst raffen. Gierig sein, weil das Leben an mir vorbei gehen könnte. Corona-Angst ist ja auch bei aller berechtigten Sorge um Leben und Gesundheit diese Sorge: ich komme zu kurz, mein Leben, meine Interessen kommen zu kurz. Weil die da ... All das ins Gewölbe gerufen. Vielleicht ist es ja deshalb ein Gewölbe, weil die Worte, die da aufsteigen, auf diese Weise nicht an harten, geraden Flächen mal eben zurückprallen. Weil diese Schuld, dieses nicht mit sich und mit anderen zurecht kommen und selber Gott sein wollen, weil auch das da geborgen und überwölbt wird von Gottes Güte.

Ein Gewölbe ist ja eine sonderbare Konstruktion: Sie trägt sich selbst, verteilt die Lasten, sorgt für gute Ableitung der Traglast – und funktioniert nur, wenn und weil der Schlussstein in der Mitte sitzt. An diesem Schlussstein reibt und schiebt sich alles, was sonst zieht und zerrt. Der Stein im Schluss, in der Mitte, gleicht das aus, und es ist, als sei alle Last weg. *Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden, zum Schlussstein,* dieser Satz findet sich schon in den Psalmen, in den Gebeten des jüdischen Volkes. Will sagen: Gott trägt die Last weg, die Schuld, wohnt genau da, ist da zu Hause, wo wir was loswerden müssen, es nicht mit uns aushalten, uns und anderen das Leben schwer machen. Da wohnt er. Jesus Christus, glauben wir Christen, ist der Eckstein, der Schlussstein, jedes Gewölbe, dieses Prenzlauer Marien-Gewölbe und viele andere in Gotteshäusern in unserem Land ein Zeichen für Christus.

Ich wäre gerne dabei gewesen, als die Gewölbebauer – toll, dass es diesen Beruf noch gibt – die Schlusssteine hier in Prenzlau eingesetzt haben. In die Höhe und in die Weite tragen sie so, was in diesem Gotteshaus, aber nicht nur da, überall gesehen und gesagt werden darf: Er

– Gott selber - trägt. Wir bitten. Es ist ja überaus spannend, was da bei der Einweihung des Tempels im alten Israel an Bitten gesprochen wurde, wir haben es gehört. *Wenn kein Regen aufs Land fällt, dann höre Du es im Himmel*, heißt es im Gebet. – Die Zeiten haben sich geändert, liebe Gemeinde, die Wetterbitten sind nicht mehr so unseres. Obwohl wir den Regen manchmal sehr vermissen, hier und da wird ja mit einem Lächeln von Brandenburger Sahelzonen gesprochen. Aber unser Gott ist kein Wettergöttchen, das war er schon zu Israels Zeiten nicht. Allerdings: Gott bitten, wo ich mich ohnmächtig fühle und dann zu spüren, er ist mit in dieser Ohnmacht – davon haben wir in diesen Wochen mehr als eine Ahnung. Und dafür dieses Haus, das Gewölbe. Gott, sei in unserer Ohnmacht, unserer Abhängigkeit von dicken Regentropfen auf Feldern und Gärten und von dem Vermeiden von kleinsten Tröpfcheninfektionen.

Schließlich, mindestens so wichtig, die andere, zweite Bitte aus dem Gebet von damals zur Einweihung des Tempels in Jerusalem. *Wenn ein Fremder kommt, höre ihn mit seinen Bitten in deiner himmlischen Wohnung*. Ich sage es mal in einfachen Worten: Bete zu Gott und dann sorgt füreinander. Das gehört ja zusammen. Beten und füreinander da sein. Man lässt ja nicht seine Bitten unter diesem Gewölbe und hält sich dann nicht an diesen Gott in allem Tun und Lassen, geht nicht hier raus und denkt sich „erledigt“, nächsten Sonntag dann vielleicht wieder ein Gedanke daran. Auch deshalb ist das Haus so groß, so kräftig, so schön gebaut, eben so überragend, überragend im wahrsten Sinne nun das Gewölbe. Wie die Streben, wie die Kreuzrippen laufen unsere Bitten im Schlussstein zusammen. Von da trägt sich alles gegenseitig, so wie wir uns gegenseitig tragen können: die Jungen die Alten, die Alten die Jungen, die Männer die Frauen, die Frauen die Männer, die dazu gekommenen und die schon immer da gewesen – wie wichtig ist das füreinander da sein, gerade heute, wo wir krisenbedingt Verteilungskämpfe führen.

Bleibt damals wie heute das Gebet: Gott, höre in deiner himmlischen Wohnung. Und, ja, lass es uns schauen, wie Du trägst, jede und jeden. Wie im Gewölbe der Schlussstein. Darüber die Landschaft der himmlischen Hügel, Gewölbe von oben, nichts als die Anmutung segnender Hände. In den Händen die da sind, die halten und bitten, die bleiben und sorgen, begegnest uns du. Segne, Gott, diesen Bau, diese Stadt. Unsere Dörfer und Städte. Unser Miteinander. Bleibe bei uns wohnen. Das ist das Schönste. Und ja, wir bitten also: Segne uns. Amen.